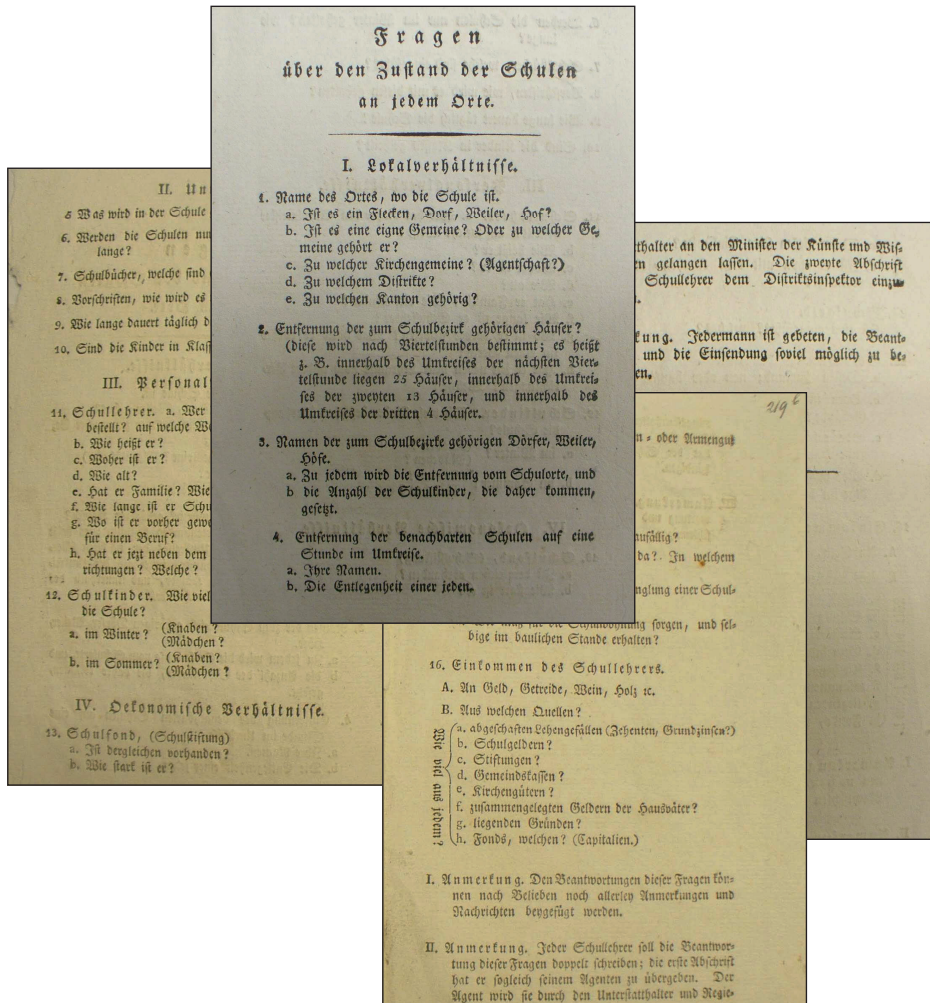


Studien zur Stapfer-Schulenquête von 1799



Daniel Tröhler
(Hrsg.)

Volksschule um 1800

Studien im Umfeld der Helvetischen Stapfer-Enquête 1799

Tröhler

Volksschule um 1800

Studien zur Stapfer-Schulenquête von 1799

herausgegeben von

Daniel Tröhler, Alfred Messerli, Fritz Osterwalder
und Heinrich Richard Schmidt

In dieser Reihe sind erschienen

Brühwiler, Ingrid; Finanzierung des Bildungswesens in der Helvetischen Republik. Vielfalt –
Entwicklungen – Herausforderungen. Bad Heilbrunn 2014.

weitere Bände in Vorbereitung

Daniel Tröhler
(Hrsg.)

Volksschule um 1800
Studien im Umfeld der Helvetischen
Stapfer-Enquête 1799

Verlag Julius Klinkhardt
Bad Heilbrunn • 2014

k

*Die Bände und Materialien der Reihe "Studien zur Stapfer-Schulenquête von 1799" erscheinen in Zusammenarbeit mit dem DIPF zugleich im Open Access auf www.pedocs.de.
Suchwort: Stapfer-Schulenquête*

Dieser Titel wurde in das Programm des Verlages mittels eines Peer-Review-Verfahrens aufgenommen.
Für weitere Informationen siehe www.klinkhardt.de.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet abrufbar über <http://dnb.d-nb.de>.

2014.lg © by Julius Klinkhardt.

Das Werk ist einschließlich aller seiner Teile urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung
des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen,
Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Bildnachweis Umschlag: Das Bild zeigt den vierseitigen Fragebogen der Helvetischen Schulumfrage aus dem
Jahre 1799 (BAR 1422, 219a).

Druck und Bindung: AZ Druck und Datentechnik, Kempten.

Printed in Germany 2014.

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem alterungsbeständigem Papier.

ISBN 978-3-7815-1979-4

Inhalt

Daniel Tröhler

Die Stapfer-Enquête 1799 als historischer Meilenstein und
historiographische Chance 7

André Holenstein

Reform und Rationalität. Die Enquêtes in der Wissens- und
Verwaltungsgeschichte der Helvetischen Republik 13

Marcel Rothen und Michael Ruloff

Die vergessenen Schulumfragen der Helvetischen Republik 33

Danièle Tosato-Rigo

Das Bild des Lehrers in der Helvetik: Neue Erwartungen,
herkömmliche Praktiken und Vorstellungen 55

Markus Fuchs

Die gesetzlichen Grundlagen des niederen Schulwesens in der
Helvetischen Republik im Vorfeld der Schul-Enquête 75

Jens Montandon

Die Organisation von Schule aus konfessioneller Perspektive –
Eine Bestandsaufnahme über das Schweizer Schulwesen anhand der
Stapfer-Enquête von 1799 89

Daniel Tröhler

Die helvetischen Schulmeister und die Schulkritik um 1800 103

Ingrid Brühwiler

Schwache Schulen und arme Lehrer? Sozioökonomische Aspekte des
Bildungswesens um 1800 119

Rebekka Horlacher

Pestalozzi und die Lehrer um 1800 135

Heinrich Richard Schmidt

Neue Ergebnisse der Alphabetisierungsforschung für die Schweiz und
Südwestdeutschland um 1800 149

Andrea De Vincenti

Curricula als Manifestationen regional geteilter Schulvorstellungen.
Eine Deutung von Zürcher Antworten auf zwei Schulumfragen im
letzten Drittel des 18. Jahrhunderts 173

<i>Peter O. Büttner</i>	
Schreibunterricht in der Schweiz um 1800	191
<i>David Pfammatter</i>	
Die Niederen Schulen des Unteraargaus im ausgehenden Ancien Regime	207
<i>Fritz Osterwalder</i>	
Der Helvetische Bildungsplan – eine kühne Strategie oder ein schwieriger Kompromiss?	231
Autorinnen und Autoren	249

Peter O. Büttner

Schreibunterricht in der Schweiz um 1800

In ihrer Studie *Alphabetisierung und Lektüre* untersucht Marie Louise von Wartburg-Ambühl die Bevölkerungsverzeichnisse der Zürcher Landschaft der Jahre 1630 bis 1774. Die Autorin will den Eindruck vermitteln, dass verschiedene äußere Faktoren den Alphabetisierungsprozess begünstigten oder hemmten. So hält sie es für methodisch angemessen, jene Momente herauszugreifen, die in der jeweiligen Region diese Entwicklung beeinflussten (Wartburg-Ambühl 1981, S. 55). In Anlehnung an Rudolf Braun stellt sie insgesamt sechs Regionen zusammen, „die in ihren wirtschaftlichen, sozialen und rechtlichen Strukturen, aber auch in den gegebenen geographischen und klimatischen Verhältnissen“ (ebd., S. 24) übereinstimmen: die Ackerbau-, Stadt- und Seegemeinden, das von ihr als „Mischzone“ bezeichnete Übergangsgebiet zwischen Ober- und Unterland, das „Knouner Amt“ und schließlich das Zürcher Oberland, die beide protoindustriell geprägt waren (ebd.).

Ihren Auswertungen zufolge war die Schreibfähigkeit – die bei Männern tendenziell höher lag als bei Frauen – in den untersuchten Räumen weit weniger entwickelt als die Lesefähigkeit: Für das 17. Jahrhundert ermittelte sie Werte zwischen 0% und 30%, für das 18. Jahrhundert Werte zwischen 0% und 60%. Dass es sich lohnen könnte, die von Wartburg-Ambühl ausgewerteten Bevölkerungsverzeichnisse noch genauer zu untersuchen, hat Alfred Messerli an zwei regionalen Beispielen vorgeführt. Er konnte zeigen, dass in der Kirchgemeinde Nänikon (Kanton Zürich) nicht der Einzelne, sondern *die Familie* „literale Bezugsgröße“ war: 45,9% der Familien konnten 1707 lesen und schreiben, während in der stadtnahen Kirchgemeinde Veltheim (Kanton Aargau) der *Einzelne* als Bezugsgröße in Erscheinung trat; dort konnten 1721 insgesamt 71,1% der Bevölkerung bereits lesen und schreiben (Messerli 1999, S. 314). Doch wie wurde damals schreiben gelernt und unterrichtet? Welche Methoden standen zur Verfügung und welche Bildungsinhalte wurden vermittelt?

In diesem Beitrag soll der Elementarschreibunterricht am Ende der frühen Neuzeit an einer Kontaktregionen in der Schweiz dargestellt werden. Untersuchungsfeld bildet das protestantische Oberemmental (Kanton Bern) und das direkt angrenzende katholische Entlebuch (Kanton Luzern). Ein Vergleich dieser Kontaktregion wird die regionalen Unterschiede in Hinblick auf Verbreitung, Nutzung und Vermittlung von Schriftlichkeit offenlegen. Zunächst ist festzuhalten, dass das Emmental mit seiner weitverzweigten Handelstätigkeit eine gewisse Ausnahme darstellt: es zeichnete sich durch eine gut funktionierende Wirtschaft aus, was umfassende Kenntnisse im Schreiben und Rechnen erforderte, sowie durch eine bildungsbeflissene Landbevölkerung mit hoher Affinität zu sozialer Mobilität. Das Entlebuch verharrte um 1800 noch in seinen alten Agrarstrukturen und war dadurch wirtschaftlich weniger fortgeschritten als das Emmental. In beiden

Regionen war der Schulunterricht von unterschiedlichen Faktoren beeinflusst. Außer der Schreibmotivation der Kinder, den Kenntnissen und dem Bildungsgrad der Lehrer, spielten vor allem topographisch-klimatische sowie wirtschaftliche Aspekte eine Rolle, ob die Kinder regelmäßig zur Schule gehen konnten oder ob sie wegen anfallender Arbeit, gefährlichen Schulwegen oder schlechten Wetters zuhause bleiben mussten. Konfessionelle Belange hatten keinen unmittelbaren Einfluss auf den Schreibunterricht. Die zunehmende Dominanz des Schreibunterrichts innerhalb des Schulcurriculums um 1800 muss von sozioökonomischen und nicht von konfessionskulturellen Faktoren betrachtet werden.

Fundament der vorliegenden Untersuchung bilden die Antworten der *Stapfer-Enquête* von 1799 sowie die zeitgleich verfassten Schulberichte der Erziehungsräte und Schulinspektoren. Die Quellenlage ist teils lückenhaft, da die Antworten aus dem Entlebuch fehlen. Erhalten geblieben sind jedoch ausführliche Übersichtstabellen, die von Franz Regis Krauer, dem Bruder des Schulreformers Nirvad Krauer, 1798 anhand von Inspektorsberichten zusammengestellt wurden. Die ausführlichen Berichte aus dem Distrikt Oberemmental gingen durch mehrere Hände, bevor sie an den helvetischen Bildungsminister Philipp Albert Stapfer (1766-1840) retourniert wurden. Sechs Antworten sind zusätzlich mit Anmerkungen der Pfarrer oder der Gemeindeschreiber versehen, die die Richtigkeit der Aussagen bestätigten oder das Niedergeschriebene kommentierten.

Bezeichnend ist, wie lokalpolitisch das Schulwesen noch zur Zeit der Helvetik organisiert war und weiterhin kirchlicher Obhut unterlag. Stapfer war zwar offiziell für die Ernennung neu zu erwählender Lehrkräfte zuständig, doch überließ er die Entscheidung oft den Pfarrern oder den lokalen Beamten. Ohne die Unterstützung der Kirche waren die Reformen nicht durchzusetzen, was sich an den bildungspolitischen Maßnahmen ablesen lässt, die Stapfer als Grundvoraussetzung für das Überleben der Republik erkannte: Die aktive Einbindung der Pfarrer in den Bildungsbetrieb. Sie waren es auch, die den heranwachsenden Kindern einen weiterführenden Schreibunterricht erteilten. Zudem blieben sie Ansprechpartner für Schulmeister und Eltern, Vertrauensperson der Gemeinde, Vermittler behördlicher Erlasse und Schulordnungen und gehörten der neuen Schulaufsichtsbehörde an. Oft waren es die Pfarrer, die die Antworten der Lehrer durchsahen und mit Anmerkungen oder Zusätzen versehen, vielleicht gar selbst geschrieben haben, da sie eine schöne und lesbare Hand beherrschten, zudem in der Rechtschreibung sicherer waren.

Den Lehrern war beim Abfassen ihrer Texte (die durch mehrere Beamtenhände gingen) durchaus bewusst, dass sie sich mit ihren ‚offiziellen‘ Antworten der höheren Instanz gegenüber nicht nur rechtfertigten, sondern auch eine Art Selbstportrait darboten. Ihre Beschreibungen wurden durch den veränderten Zeitgeist beeinflusst, was auch eine Wandlung ihrer Selbstwahrnehmung nach sich zog, indem sie sich innerhalb einer zerfallenden Ordnung frei schrieben, der sie Jahrzehnte lang unterworfen waren. Ihre je eigene Perspektive versuchten sie nachvollziehbar, glaubwürdig und gerechtfertigt darzustellen. Bei der Bearbeitung der Fragen ging es den Lehrern nicht allein um das Sammeln, Ordnen und Darstellen ausgewählter Fakten, sondern stets auch um die Aufwertung ihres Berufes. So blieb ihnen höchstwahrscheinlich auch nicht der Popanz des „untauglichen“ Schulmeisters verborgen, wie er in den Volksaufklärungsschriften, aber auch in der satirischen Unterhaltungsliteratur anzutreffen ist:

Nichts aber, was mir mehr misfiel, habe ich gefunden, als die Einrichtung der Schulen, worinn die Kinder das Lesen und Schreiben lernen. Die Schulmeisterdienste werden mit Leuten besetzt, die zu andern Aemtern untauglich sind. Wenn je einer einen ehrlichen Hausbuchstaben schreibt, und eine feste Hand zum prügeln hat, so kann er sich Hofnung machen, bey der nächsten Promotion ein Schulmeister zu werden. Ich begab mich selbst in eine Schule, die Art des Unterrichts zu sehen. Der Schulmeister hielt dem Kinde eine Ruhte über dem Kopfe, und versetzte ihm eines, wenn es nicht so ungeschickt buchstabirt, wie er. Schreiben mußte es schön, und dann hatte es nichts mehr zu bedenken, wenn es auch tausend Schreibfehler machte.
(Braun 1770, S. 106)

1 Die Region

Schulmeister Peter Gotier lebte mit seiner Frau und drei Kindern in einem abgelegenen Flecken namens Bomattschachen. Seit 12 Jahren versah er dort den Schuldienst, obwohl er kein ausgebildeter Lehrer, sondern gelernter Zimmermann war. Bomattschachen gehörte zur Zeit der Helvetischen Republik zum südöstlich gelegenen Distrikt Oberemmental, der 25 kleinere und größere Ortschaften zählte. Mit seinen etwa 15'000 Einwohnern grenzte der Distrikt an das katholische Entlebuch, dem südlichsten Teil des Nachbarkantons Luzern. Dieses Tal war noch im 19. Jahrhundert kaum verkehrerschlossen. Es wurde zum Verwaltungsdistrikt Schüpfheim umbenannt, der rund 12'000 Einwohner hatte sowie neun kleine, meist arme Gemeinden.

Im Emmental und Entlebuch lebte das Gros der Bevölkerung überwiegend von der Land- und Alpenwirtschaft; für das Entlebuch kam noch die Waldwirtschaft hinzu; für das Emmental gewann der Gewerbehandel zunehmend an Lukrativität; von den Markt- und Gewerbezentren Burgdorf und Langnau profitierten auch die Entlebucher Händler und Kaufleute. „Ein Vergleich mit anderen bernischen Landesteilen würde vermutlich ergeben, dass das Emmental in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wirtschaftlich am besten entwickelt war. Der Export von Holz, Käse, Pferden, Leinwand brachte Geld und Verdienst ins Land“ (Häusler 1986, S. 30). Hinzukam, dass dort die Pferdezucht „unter kräftiger Förderung der Obrigkeit im 18. Jahrhundert einen raschen Aufschwung nahm und italienische und französische Händler ins Land lockte“ (ebd.). Die Heimarbeit, so eine Darstellung von 1822, brachte vielen Familien ein Zusatzeinkommen,

indem die meisten, neben einem sorgfältigen Landbau, eine Menge schöner Leinwand aller Art [...], viele Baumwollenwaren, Linnen- und andere Bänder verfertigen und damit einen einträglichen Handel treiben. Daher herrscht unter den Landleuten weniger Gegenden so blühender Wohlstand, wie im Emmenthal. (Lutz 1822, S. 195)

Der Wohlstand im Emmental hatte sich nach Meinung von Markus Lutz aus folgenden Gegebenheiten hergeleitet: „In der Landwirthschaft waltet ein besonderer Geist der Ordnung; und nirgends zeigen sich die Vortheile einer wohlüberlegten Verbindung der Handelschaft und des Kunstfleißes mit dem Landbau so deutlich als hier“ (ebd.). Die rasante Entwicklung des Emmmentals hatte der Berliner Gelehrte Johann Gottlieb Karl Spazier (1761-1805) in seinen *Wanderungen durch die Schweiz* (1790) so beschrieben:

Es ist bekannt, und ich fand es überall vollkommen bestätigt, daß die Bauern im Emmenthal sehr wohlhabend sind. Es giebt sogar sehr Vermögende unter ihnen, die aber ebenfalls ungläublich von der Proceßsucht angesteckt sind, welche die Advokaten in Bern gehörig zu nutzen und zu unterhalten wissen. (Spazier 1790, S. 382)

Der Entlebucher Bauer aber, der sich vorwiegend mit Viehzucht und Käsehandel abgab, war nach Meinung von Schulinspektor Joseph Stalder (1757-1833) „unbekannt noch mit mehrern Gemächlichkeiten des Lebens, und darum weniger herumgerüttelt durch außerwesentliche Bedürfnisse, begnügt sich also mit seinem Eigenthum, und denkt nur an Verbesserungen, so weit es die Nothdurft fordert“ (Stalder 1797, S. 139). Der Grund für diese „hirtliche Ruhe“ in Abgeschiedenheit war der geografischen Lage geschuldet. Für den wirtschaftlichen Vorsprung des reformierten Emmentals fand Johann Georg Heinzmann 1796 eine plausible Erklärung: „Man findet in diesem reichen Emmenthal Landleute, die die Handelschaft mit Sachkenntniß treiben; die Kaufmannschaft ordentlich erlernen; ihre Söhne gehen auf Reisen, und sie schreiben und rechnen wie die städtischen Komptoristen“ (Heinzmann 1796, S. 361). Heinzmanns Entdeckung für die Ursachen der Prosperität waren: Bildung, Geschäftstüchtigkeit und Mobilität.¹ Durch diese Qualitäten war den Emmentalern ein Selbstvertrauen zugewachsen, wodurch sie andere Kantone überflügelten. Zwar reiste auch der Entlebucher in die nähere Umgebung und gelangte in fremde Länder, doch höchstens als einfacher Soldat. Silvio Bucher schätzt daher die Analphabetenquote im Entlebuch auf über neunzig Prozent (vgl. Bucher 1974, S. 120); eine Quote, die meines Erachtens zu hochgegriffen ist, angesichts der 1801/02 tatsächlich greifenden Reformmaßnahmen im Kanton Luzern. Zudem darf die erdrückende Armut in den Schächen und Tälern des Emmentals nicht verschwiegen werden, die in keiner anderen Region größer war als dort und zu einer gewaltigen Auswanderungswelle führte. Zwischen den beiden Landesteilen hatte seit jeher ein reger kultureller und wirtschaftlicher Austausch bestanden. Jedoch ging Bern nach der Reformation mit seiner neu geschaffenen Landeskirche „mit scharfen Mitteln“ gegen abweichende Glaubensmeinungen und Sittenverstöße vor:

Neben gewollten hatte die Reformation noch eine ungewollte, nicht minder einschneidende Wirkung. Der Glaubenswechsel errichtete zwischen dem katholisch geliebten Entlebuch und dem reformierten Emmental eine Schranke. Da der Glaubenshass Heirat und Umzug über die Grenze verbot, war eine Vermischung mit den Nachbarn unmöglich geworden. (Häusler 1986, S. 28f.).²

Zwar ging die Emmentaler und Entlebucher Bevölkerung im Bauernkrieg von 1653 gemeinsam gegen die städtische Obrigkeit vor, um für ihre alten Ortsrechte zu kämpfen, doch wurde diese Allianz bereits drei Jahre später im Villmergerkrieg von 1656 wieder aufgelöst. Noch 1790 war Spazier der Ansicht, dass es noch „lange währen“ wird, „ehe wahres nachbarliches Zutrauen und brüderliche Eintracht unter beyden Theilen“ herrschen werde: „Es ist sehr albern, aber wahr, mit Aengstlichkeit und Scheu geht ein protestantischer Bauer durch eine katholische Gegend und vermeidet so viel er kann die Gemeinschaft mit andern Glaubensgenossen“ (Spazier 1790, S. 391). Diesen düsteren, tendenziellen Aspekten sei ein erhellendes Gegenbeispiel angefügt: 1796 wurde im Ent-

¹ Die skandinavische Volkskunde konnte Anfang der 1980er-Jahre anhand von Tagebüchern nachweisen, dass der Bauer der vorindustriellen Zeit durchaus mobiler war, als man bis dahin vermutete: „Die Bauern [...] haben ein weites wirtschaftliches Betätigungsfeld. Sie sind ständig in Bewegung, weit von zu Hause reisend, um zu kaufen und zu verkaufen, oder zu anderen Zwecken. Sie verbringen viele Tage des Jahres auf der Straße: zu Fuß, fahrend oder zu Pferde“ (Stoklund 1982, S. 14f.).

² Später kam es durchaus zu eheliche Vermischungen. So konnte Silvio Bucher für das katholische Escholzmatt (Kanton Luzern) nachweisen, dass dieser Ort im frühen 18. Jahrhundert die meisten religiösen Konvertiten durch Einheiratung aus dem Bernbiet aufnahm (vgl. Bucher 1974, S. 50).

lebendige überkonfessionelle Lesegesellschaft ins Leben gerufen (vgl. Erne 1988), zu deren Gründern der Schangnauer reformierte Pfarrer und spätere Schulinspektor Samuel Engimann (1748-1820) und sein katholischer Amtskollege Franz Xaver Schufelbühl (1759-1836) aus Marbach gehörten. Noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts, schreibt Rudolf Ramseyer, wäre die Bildung einer beide Konfessionen umfassende Gesellschaft undenkbar gewesen (Ramseyer 1981, S. 38). Paul Bernet zufolge hatte eine konfessionelle Verständigung in einem profanen Milieu noch nicht die Verletzung religiös-dogmatischer Inhalte zu bedeuten. „Aber es war schon ein Fortschritt, innerhalb einer noch erratischen, wenig geöffneten Katholizität polemikfrei Kontakt mit Andersgläubigen zu pflegen“ (Bernet 1993, S. 754). Die unmittelbare Nachbarschaft, die Weltoffenheit der Pfarrer und der Versuch, die St. Urbaner Normalmethode in allen katholischen Schulen einzuführen, hatte auch für zwei Oberemmentaler Schulen, in denen Engimann die Oberaufsicht hatte, Konsequenzen. Zur St. Urbaner Normalmethode sei an dieser Stelle so viel angemerkt: Nach 1750 kam es durch bildungspolitische Bemühungen in einigen katholischen Territorien Europas zu einer Neuordnung und Vereinheitlichung des Unterrichtswesens. Es wurden sogenannte Normal-, Haupt- und Trivialschulen gegründet, für die eigene Schul- und Methodenbücher verfasst wurden, darunter auch solche für den Schreibunterricht. Diese Bücher zeichnen sich vor allem durch ihre Anspruchslosigkeit und Schlichtheit aus, was sich auch im Druck und in der materiellen Qualität widerspiegelt. Sie waren für den praktischen Gebrauch im allgemeinen Schulunterricht vorgesehen. Das wichtigste Kriterium dieser Schreiblehren war: billig, machbar und leicht verständlich zu sein. Angeregt durch die Berliner Realschule (gegründet 1747) und den Methoden Johann Friedrich Hähns (1710-1789), war es der Augustinerabt Johann Ignaz Felbiger (1724-1788) der im preußischen Schlesien und in Österreich das katholische Schulwesen durch seine Saganische Lehrart maßgeblich prägte. Auf protestantischer Seite wurden seine Bemühungen mit regem Interesse verfolgt, kritisiert und zum Teil abgelehnt. Dass ihm durch den Protestant Hähn ein Vorbild erwuchs, der mit seiner Tabellen- und Literalmethode unter Pädagogen großes Aufsehen erregte, verschwieg der Abt allerdings und führte die erprobten Methoden auf alte oder katholische Autoren zurück (vgl. Krömer 1966, S. 242). Die zentralen Forderungen Felbigers waren der Zusammenunterricht, die Klasseneinteilung und das Zusammenlesen. Der Schreibunterricht hingegen war nur beziehungslos an den Leseunterricht angehängt und da nicht alle Kinder in den Schulen schreiben lernten, hatte Felbiger die Anregung Hähns nicht aufgegriffen, die unterste Klasse beim Lesen zugleich mit dem Schreiben zu beschäftigen (vgl. ebd., S. 83). Im südwestdeutschen Raum wurden Felbigers Schulreformen in Mainz, Trier, Bamberg und Würzburg aufgegriffen (vgl. Hug 1920, S. 199). Auch für einige katholische Kantone der Schweiz wurden Felbigers Schulreformen richtungsweisend. Die im Kanton Luzern angesiedelte Zisterzienserabtei St. Urban spielte bei der Verbreitung der Normalmethode, die sie aus Österreich importiert hatte, eine besondere Rolle.³

³ Die Normalmethode (zu den Begriffen Normale oder Normalschule vgl. ausführlich Hug 1920, S. 196ff.) brachte auf der Fächerebene keine nennenswerten Neuerungen. Der Lernstoff blieb im Grunde derselbe, nur was seine didaktische Vermittlung betrifft, kam es zu grundlegenden Veränderungen und Neuüberlegungen. „In der Normalmethode, wie sie von P. Nivard Krauer nach Felbigers Vorbild weiterentwickelt und auf die schweizerischen Gegebenheiten zugeschnitten worden war, spielte das Auswendiglernen immer noch eine zentrale Rolle. Im Lesen, Schreiben, Rechnen und im Aufsatzunterricht war es den St. Urbaner Reformern hauptsächlich darum zu tun, den Schülern möglichst rasch die für das praktische Leben notwendigen Fertigkeiten“ (Hug 1920, S. 199).

Der Schreibunterricht sollte nach festgelegten Regeln und Methoden ablaufen, die jeder Lehrer, der nach der Normale unterrichtete, streng einzuhalten hatte. So erhoffte man sich einen Anstieg des Leistungsniveaus und einen Zeitgewinn.

2 Die Schulwege und Schulhäuser

In beiden Distrikten lagen die Schulen ungünstig; die Bergschulen waren für die Kinder wetterbedingt teilweise kaum erreichbar. Die Schulwege waren weit und vor allem im Winter für kleinere Kinder gefährlich: „bei einigen 3. stunden, und böse wege“ (BAR 1454, fol. 21).⁴ Um 1800 zählte der Distrikt Schüpfheim 1679 „schulfähige Kinder“⁵, doch von diesen besuchten nur etwa 687 regelmäßig die Schule. Der Erziehungsrat klagte deshalb noch 1801:

Man erkläre sich das Missverhältnis zwischen den schulbesuchenden und schulfähigen Kindern im Lande Entlebuch hauptsächlich daher, weil es durchgängig ein Bergland ist, und weil es folglich den Kindern wegen der Entfernung der Wohnungen von der Hauptschule, wegen dem öfters schlimmen und veränderlichen Wetter u.s.f., wie der Inspektor bemerkt, in diesem Bezirke weniger, als irgendwo, möglich wird, zur Winterzeit die Schule zu besuchen. (Bericht 1801, S. 54)

Auch im Oberemmental waren ähnliche Klagen zu hören. Aus Frittenbach, einem kleinen Ort mit 115 schulpflichtigen Kindern⁶, hieß es an Stapfer:

Von den besuchungen der schulen, geschiht es unter verschiedenlich, nach dem der Winter hart oder milt ist, zu Zeiten gibt es wenig, zu Zeiten gibt es zwischen 20. 30. 40 [Kindern] und so fort. Es sind Viele Häuser ungelegen, und fern zur Schul, das kleine Kinder in vielem Schnee und kaltem Weter, nicht möchten zu der Schul kommen. (BAR 1429, fol. 73)

Schlechte und weite Wege und Witterungszufälle machten Bergschulen schwer erreichbar und waren eine potenzielle Gefahr, weshalb voraussichtige Eltern ihre Kinder zu Hause unterrichteten. Gottlieb Sigmund Gruner sagt 1801 Aufschlussreiches:

Auch weiß ich – doch nur im Emmenthal – von Hausvätern, die wegen Entfernung oder schlechter Beschaffenheit der öffentlichen Schule bloß für ihr Haus einen eigenen Lehrer halten, an dessen Unterricht sie allenfalls auch etwann arme Nachbars Kinder unentgeltlich Theil nehmen lassen. Diese Hauslehrer sind öfters aus dem Canton Zürich und werden eher auf Wochen oder Monate, als ganze oder halbe Jahre angestellt, auch wie es die Umstände bringen, zu Holz- und Feld-Arbeit gebraucht (Gruner 1801, S. 105f.).⁷

keiten beizubringen. Sie hielten sich weitgehend an die Tradition, ans Auswendiglernen und Kopieren. Geistesübungen, wie sie beispielsweise Pestalozzi betrieb, lag ihnen noch fern“ (Wicki 1990, S. 445). Wickis Überlegungen gehen inhaltlich auf Hug 1920, S. 257 zurück.

⁴ Kanton Luzern, Distrikt Schüpfheim, Gemeinde Romoos.

⁵ Als „schulfähig“ wurden von den Erziehungsräten und Schulinspektoren Kinder zwischen 7 und 17 Jahren bezeichnet.

⁶ 69 Knaben und 46 Mädchen.

⁷ Schon Ernst Schneider fand es auffällig (1905, S. 47), dass Lehrer aus Zürich angestellt wurden, ohne jedoch den Sachverhalt zu klären. Bei diesen Hauslehrern handelte es sich um junge Theologen aus Zürich. Die Arbeitsmarktsituation für angehende Pfarrer war in dieser Zeit sehr angespannt. Die Wartezeit dieser Leute konnte ab den 1770er-Jahren bis zu siebzehn Jahren dauern, bis sie eine vollwertige Pfarrstelle erhielten. Somit war die Zahl der Expektanten, die auf Anstellung warteten, sehr hoch. Sie waren während dieser Warteperiode häufig als Vikare oder Hauslehrer angestellt, nicht nur im Zürcher Herrschaftsgebiet, sondern auch in anderen reformierten Gegenden, sogar in Süddeutschland. „Die häufigste Beschäftigungsart stellen-

Nur etwa die Hälfte der Ortschaften im Oberemmental besaßen eigene Schulhäuser. Üblicher war es, sich in Bauernhäusern einzumieten: „ist nur eine schlechte Schulstube, in des Bürger Peter Räbers, des Wirths allda, Behausung. N.B. nicht im Wirths sondern in einem andern Hause“ (BAR 1429, fol. 86).⁸ Im Entlebuch mangelte es ebenfalls an zweckmäßiger unterrichtsgerechten Einrichtung: „Die Schulstunden mussten in engen, unfreundlichen Privatwohnungen, welche einen klassenweisen Unterricht nicht zuließen, abgehalten werden“ (Bucher 1974, S. 213). Im gesamten Distrikt gab es nur in Marbach ein richtiges Schulhaus. Aber die „gestiftete Schule zu Marbach ist in schlechtem Stande. Von 163 schulfähigen Kindern besuchen nur 40 die Schule“, heißt es noch am 3. Dezember 1801 im Bericht des Erziehungsrates (Bericht 1801, S. 56). Schulinspektor Stalder zeigte sich geradezu verärgert über die hiesige Situation:

Diese Gemeinde faste keine Nebenschule in sich; es ist fast undenkbar, warum so wenige Kinder die Schule besuchen, da es doch die einzige Gemeinde ist, für die eine eigene Schule gestiftet ist. Wahrlich! wenn es so fortgeht, wie itzt und schon in vordern Zeiten, so wird der Zweck dieser so wohlthätigen Stiftung nie erreicht; aber die Eltern, wie ich mir denke, glauben, wenn ich mein Kind dies Jahr nicht schicke, so will ich's über's Jahr thun; und so bleibt's auch auf's Jahr unterwegen, u. endlich auf immer. Wie die Eltern darüber so gleichgültig denken, so thut's auch die Munizipalität selbst. (StALU AKT 24/124 B. 3)

Um den Mangel fehlender Schuleinrichtungen abzuhelpen, wurden „in einigen Gemeinden [...] Privatschulen gehalten; sie mussten wegen Entlegenheit einzelner Gegenden von der gemeinschaftlichen Schule, und wegen der Menge der Schuldürftigen Kinder nicht nur zugelassen, sondern einigermassen gern gesehen werden“ (Bericht 1801, S. 11). Obwohl diese Privatschulen nur unregelmäßig besucht wurden, so ist ihr Vorhandensein doch als Ausdruck allgemeinen Interesses zu sehen, Kindern Bildungschancen zu eröffnen. 7 der 25 Lehrer aus dem Oberemmental haben geeignete Schulräume angegeben.⁹ Aus Schüpbach kam die Erfolgsmeldung:

Jch Schul diener, habe Anno 1795. auf mein kleines Gütchen ein Haus bauen lasen auf mein eignen Umkosten, daran ich eine Stube habe machen laßen; darin für 100. Kinder Raum ist, dann sie ist 30. Schuh in die länge, und 15. Schuh in die breit. (BAR 1429, fol. 105)

Aufgrund der weiten Wege konnten nur wenige Kinder die Schulen im Emmental und Entlebuch besuchen. Stalder nennt für den Distrikt Schüpfheim 1801 folgende Zahlen: Entlebuch 80 von 240 Kinder, Hasle 52 von 172, Romoos 47 von 115, Doppleschwand 37 von 70, Schüpfheim 62 von 337, Flühli 49 von 109, Escholzmatt 88 von 473, Marbach 40 von 163 (StALU AKT 24/124 B). Die Zahlen mögen bedenklich stimmen, doch lag hierin auch ein Gewinn, dergestalt, dass sich die Betreuung von nur wenigen Kindern im Schreibunterricht förderlich auswirkte. Der Unterricht wurde durch die kleinen Klassen intensiviert, indem die Lehrer sich ausführlicher mit jedem Kind beschäftigen und

loser Geistlicher war im Alten Zürich diejenige eines Hauslehrers, sei es auf der Landschaft oder in der Stadt. Das unsichere, unregelmäßige und in vielen Fällen geringe Einkommen machte diesen Beruf jedoch zu einem eindeutigen ‚Temporärjob‘. Wie zahlreiche Klagen der Expektanten bezeugen, war diese Beschäftigung höchst unbeliebt. Der Hauslehrer musste, einem Handwerker gleich, von Haus zu Haus ziehen und seine Stunden erteilen, oder er war integriert in den Haushalt eines ländlichen Pfarrhauses oder den eines Landvogtes. Den größten Bedarf an Hauslehrer hatte jedoch die Stadt“ (Gugerli 1988, S. 150).

⁸ Kanton Bern, Distrikt Oberemmental, Gemeinde Kröschenbrunnen.

⁹ Es sind die Schulen: Bumbach, Langnau, Moosegg, Oberey, Signau, Trub und Schüpbach.

auf spezifische Belange eingehen konnten. Die Chancen lagen so weit höher, Kinder durch die Schule zielstrebig zu unterrichten. Generell ist es methodisch wie historisch problematisch, von der Schulbesuchsrate auf den Alphabetisierungsgrad einer Gesellschaft zu schließen, weil zum einen nicht immer dieselben Kinder zur Schule kamen und es zum anderen um 1800 neben der Schule auch informelle Wege gab, sich Zugang zur Schriftlichkeit und zum Schreibunterricht zu verschaffen.

3 Die Schullehrer

Im Oberemmental unterrichteten acht Landknechte, sechs Leinenweber, ein Schuhmacher, zwei Zimmermänner, ein Drechsler, ein Schreiner, ein Bauer (Gemeindeschreiber), ein Garnhändler, ein Brunnenbauer, ein Gerichtsdienner, ein Schneider und ein Sigrüst (Gemeindeschreiber). Ihre Eignung wurde durch Examen geprüft und ihr Amt durch die Hausväter, die die Schulen mitfinanzierten, bestätigt; das Durchschnittsalter dieser Lehrer lag bei 46 Jahren; die zwei ältesten Lehrer waren 70, der jüngste 27. Meist traten sie ihren Schuldienst im Alter zwischen 20 und 30 an, nur einer war erst 17. Zweiundzwanzig waren verheiratet und hatten Kinder, weshalb sie in ihren ursprünglichen Berufen weiterarbeiteten. Nur der Garnhändler, der Drechsler und der Sigrüst sowie zwei Landarbeiter gaben an, dass sie neben der Schule keiner Tätigkeit nachgingen: „um sich der Anwachsenden Schul-Arbeit beßer zu wiedmen“ (BAR 1429, fol. 117v).¹⁰ Durch ihren Mehreinsatz war ihr Gehalt entsprechend höher. Die Gehaltsspanne aller Lehrer lag zwischen 14 und 30 Kronen. Auffallend ist, dass die meisten Lehrer aus dem Oberemmental ihre Antworten an Stapfer nicht nur in routinierter Gebrauchsschrift abgefasst haben (was nicht verwundert, da sie alle aus dem praktischen Leben kamen), sondern zumindest in den Hauptüberschriften auf ihre Fähigkeiten verwiesen, auch kalligraphisch-ornamental, den Schreibvorschriften entsprechend, sich darzustellen bemühten und so auf die Vielseitigkeit ihrer Schreibkünste aufmerksam zu machen.

Im Entlebuch lehrten zwei Kirchendiener, ein Kaplan und ein Organist die Kinder im Schreiben; andere Berufe tauchen nicht auf. Bestellt wurden die Lehrer von der Gemeinde (Escholzmatt und Marbach), vom Pfarrer (Entlebuch) oder dem Gericht (Schüpfheim). Das Durchschnittsalter lag bei 57 Jahren, der älteste Lehrer war 70, der jüngste 40. Da ihr Lehramt meist mit dem Kirchendienst verbunden war, konnten sie keiner weiteren Tätigkeit nachgehen. Bezahlt wurden sie wöchentlich von den Eltern, aus dem Schulfond oder aus dem „Gemeindesekel“. Zu ihren Fähigkeiten und Talenten heißt es:

[Escholzmatt, Sigrüst:] „gut ist der Wille. er liest selbst gut, und schreibt schlecht.“

[Flühli, Sigrüst:] „fleißig“

[Entlebuch:] „fähig und fleißig“

[Roos:] „schlecht: er versteht keine orthographie“

[Marbach, Kaplan:] „mit allgemeiner Zufriedenheit“

[Hasle:] „guter wille fürs werk“ (BAR 1483, Nr. 1454, fol. 21)¹¹

Schulmeister Christen Leemann aus Signau, Distrikt Oberemmental, legte einen exakten Wochenplan für seinen Unterricht dar, wonach montags und dienstags, donnerstags und freitags zwei bis drei Stunden geschrieben wurde:

¹⁰ Signau.

¹¹ Eine Beurteilung für Schüpfheim fehlt.

die *Schul dauert* jeden halben Tag 2. bis. 3 Stunden; und werden: die Montags und Dienstags: Jtem die Donstag und Freytags Schulen zum Auswendiglehren und zum Schreiben [...] die Mittwoch-Schulen zur Lesung des Neuen Testaments und der Kinderbibel; die Samst-Tags Schulen darum: Zur Hersagung Ihrer Gebetern und sonstigem Auswendig gelehrttem, *Catechisierung* in der Religions-Lehre und zum Singen [...] verwendet. (BAR 1429, fol. 118)

Signau zählte mit seinen drei Märkten zu den bedeutenden Markt- und Gewerbezentren der Region, weshalb Leemann dem Schreibunterricht besondere Wichtigkeit beimaß. Sowohl im Oberemmental als auch im Entlebuch lernten die Kinder in den Schulen schreiben, abgesehen von einer interessanten Ausnahme: in der Gemeinde Schüpfheim/Entlebuch lernten die Kinder nur „gedrucktes und geschriebenes Lesen allein“ (BAR 1454, fol. 21), und auch nur das, was sie von zu Hause mitbrachten. Kein Hinweis verrät, warum im Hauptort Schüpfheim mit Marktanbindung kein Schreibunterricht in der Schule erteilt wurde, obwohl der 70-jährige Organist und Schulmeister „schon 50 mal“ von der Gemeinde „confimiert“ wurde. Seinen „verrichtungen angemessen“ war wohl deswegen sein Gehalt „von 15 gl auf 10“ herabgesunken.¹² Auch in Marbach waren Hausväter mit dem Schreibunterricht, den Kaplan Johann Bieri erteilte, höchst unzufrieden, weil der Unterricht im Schreiben nicht die erwarteten Früchte zeitigte (vgl. Wicki 1990, S. 434). Zu ihren Klagen bemerkte Inspektor Stalder: „auch ein geistlicher Schullehrer garantiere eben nicht ganz ohne weiters einen tadellosen Unterricht (ebd.). Andererseits wird Bieri in den Schultabellen „mit allgemeiner Zufriedenheit“ vermerkt.

4 Der Schreibunterricht

Im Verlauf des 18. Jahrhunderts wurden die Errungenschaften der Schriftbeherrschung zu einem gesamtgesellschaftlichen Phänomen. Die hierdurch sich entwickelnde Emanzipation des Bürgers sollte zu einem aufgeklärten, autonomen Subjekt führen: „Erziehung und Bildung auf der Basis der Schriftnatur führen letztlich zur Vorstellung des *autonomen Subjektes*, in dem die natürliche Bestimmung und die gesellschaftliche Verfasstheit zusammenlaufen“ (Sting 1998, S. 189).

Schulinspektor Stalder machte vor allem den unzureichenden Schulunterricht für den Bildungsschwund der Entlebucher Jugend verantwortlich:

Zu bedauern ist's, daß diese Talente durch Mangel an Aufmunterung und durch schlechte Schulanstalten unterentwickelt bleiben! Die von jeder Pfarrgemeinde ärmlich besoldete Schule währt etwa drey Monate. Hier und da unterhält man bisweilen Schulmeister; bald ein halbes, bald ein ganzes Jahr; aber auch dieser bessere Unterricht reicht nicht über den Katechism' und ein Bischen Schreiben und Rechnen hinaus. (Stalder 1797, S. 121f.)

Aus der Tabelle für den Distrikt Schüpfheim ist zu ersehen, dass in acht Schulen geschrieben wurde, nicht aber, wie viele Kinder am Schreibunterricht teilnahmen. Dass im Distrikt Schüpfheim der Schreibunterricht teilweise Erfolg hatte, ist aus einem weiteren Bericht vom 31. Mai 1801 von Schulinspektor Stalder abzulesen. Dem Inspektor zufolge gab es in den Gemeinden Escholzmatt, Schüpfheim und Entlebuch Kinder zwischen 13 und 16 Jahren, die „schon lesen u. schreiben können, ohne daß Sie eines fernern Unter-

¹² Dieses seltsame Phänomen sollte die Spekulation erlauben, dass der 70-jährige vielleicht wegen Schüttellähmung oder auch Trunksucht durch zittrige Hand schreibunfähig geworden war, worauf gerade die Nichterwähnung hindeuten mag.

richts bedürftig sind“ (StLU AKT 24/124 B. 3). Stalder hielt diesen Befund für wichtig genug, um ihn aufzuschreiben, was darauf schließen lässt, dass der schulische Schreibunterricht um 1800 weiterhin eine Besonderheit war.

Wie sehr man im Oberemmental darauf bedacht war, Kindern einen guten Schreibunterricht zu bieten, zeigt der hinzugefügte Kommentar von Pfarrer Samuel Engimann auf dem Antwortschreiben von Peter Schilt aus Bumbach:

Der Verfasser von obigem wurde auf Verlangen der Haus Vätter im Schulbezirk auf seinen Posten gesetzt. Den Er mit vielem guten Willen versieht und sich täglich fehiger macht. Da er einstweilen zu einem Vorschreiber nicht sonderlich geeignet ist, so dienet zur Nachricht, daß sonsten gesorgt wird, daß die Kinder in der Schule schreiben lehren. (BAR 1429, fol. 99v)

Diesen Aspekt haben Pfarrer verschiedentlich berührt, um Defizite aufzudecken, wobei ihre Kritik immer auf ihre eigene Schriftkompetenz hin zu lesen ist. Schilt konnte zwar fließend schreiben, hatte aber nicht die Fertigkeit Kindern sein Können entsprechend weiterzugeben. Die Voraussetzung für guten Schreibunterricht war naturgemäß jedoch die Befähigung der Lehrer, gleichmäßige schöne Buchstaben vorzumachen. Die in manchen Berichten der Schulaufsichtsbehörde zu lesende Bemerkung, der Lehrer könne nicht schreiben, bezieht sich ausschließlich auf das *Schönschreiben*, nicht aber auf die Schreibfähigkeit als solche; ein Lehrer ohne Schreibkenntnisse wurde im ausgehenden 18. Jahrhundert gar nicht erst zur Wahl gestellt bzw. angestellt. Vielmehr zeigt sich ein anderes Bild: Viele Lehrer beherrschten außer der deutschen Kurrentschrift noch weitere Schriftarten wie Kanzlei, Fraktur oder Antiqua, zudem die Kalligraphie und auch die Rechenkunst.

Pfarrer Engimann kritisierte vor allem das sture Auswendiglernen des *Heidelberger Katechismus*¹³ und der *Zweymal zwey und fünfzig auserlesenen biblischen Historien aus dem Alten und Neuen Testament* von Johann Hübner.¹³ Größte Not sah er jedoch beim Schreibenlernen:

Mit dem schreiben hatte es in hiesigen Schulen eine äußerst schlechte Beschaffenheit. Überhaupt schienen die Eltern einen geringen Werth darauf zu setzen. Würden die Kinder nicht durch eignen Trieb aufgewekt, so wäre es mit dem schreiben noch schlechter bestellt. Die Schullehrer selbst waren noch weder Schön- noch Recht- Schreiber und da sich für Sie in der Schule ohne dem überhäufte Arbeit findet, so blieb Jhnen wenig oder gar keine Zeit übrig die schreibenden Schüler zu beachten – Anweisungen im schreiben zu geben und das geschriebene zu corrigieren. Von Übungen in schriftlichen Aufsätzen, ware nur nicht die Rede, weil man schon zu friden seyn mußte, wan die Schüler es so weit gebracht, daß sie leserlich schreiben konnten. Zu handschriftlichen Lehr Übungen brachten die Kinder mit sich allerley Prozessschriften – ab-

¹³ „Da die gegenwärtige helvetische Legislatur sich anheischig gemacht sich des Schulwesens anzunehmen, so kan man hoffen, daß auch dem Heidelberger sein Ende nahe. Niemand wird die Abschaffung dieses, in seinen Dogmen schwerverständlichen und in seiner Sittenlehre unvollständigen Lehrbuchs bedauern“ (Engimann/Ramseyer 1981, S. 62; vgl. ebenso die Einführung S. 28, S. 36). Unter den verschiedenen, in der Schweiz erschienenen Katechismen, gilt der sogenannte *Heidelberger Katechismus* jedoch als der am weitesten verbreitete und einflussreichste. Der *Heidelberger Katechismus* wurde von den pfälzischen Theologen Zacharias Ursinus und Kaspar Olivianus im Auftrag des Kurfürsten Friedrich III. verfasst und 1563 in Heidelberg herausgegeben. Er wurde wie alle anderen katechetischen Texte in den Schulen und Kinderlehren in erster Linie zum Auswendiglernen gebraucht. Ernst Schneider zufolge mussten jene Bücher, die besonders zum Auswendiglernen gebraucht wurden, von den Eltern der Kinder selbst angeschafft werden. Nicht selten lieferte für arme Kinder die Gemeinde aus dem Armen-, Gemeinde- oder Kirchengut oder aus einem bestimmten Legat die benötigten Bücher (vgl. Schneider 1905, S. 154).

gethane Kaufbriefe usw. oder der Pfarrer gab ihnen in Ermanglung etwas besseren Publikationen und Verlaß Zedel und dergleichen. (Engimann/Ramseyer 1981, S. 65)

Nach Samuel Engimann waren die Eltern kaum daran interessiert ihre Kinder in den Schreibunterricht zu schicken. Das bedeutet jedoch nicht, dass die Eltern grundsätzlich schriftfern lebten, waren sie doch im Besitz von Briefen, ohne selbst welche schreiben zu können. Dieses Phänomen scheint ein spezifisch frühneuzeitliches gewesen zu sein und war späteren Schreibgenerationen völlig fremd. Utz Maas hat von den „vielfältigen Zwischenstufen“ zur Literalisierung gesprochen, die vom Zuhören beim Verlesen, über das Selberlesen bis hin zum Selberschreiben reichten. So waren viele Zugänge zur Schriftlichkeit zwar gegeben, wurden aber häufig nicht genutzt (Maas 1991, S. 111). Insonders schien die Trägheit der Eltern ein Hemmnis zu sein, das erst durch den Eigenwillen der Kinder aufgelöst wurde, indem sie sich aus der elterlichen Bevormundung emanzipierten und mit Hilfe der Briefe im Schreiben übten. Der Eigenantrieb und die Selbstmotivation der Kinder ist ein von der Bildungsforschung noch kaum erörtertes Phänomen, bedenkt man, dass die Kenntnisse der Eltern- und Großeltern für die heranwachsende Generation, die um 1790 geboren wurde und in die Schule kam, unzureichend war. Während das Buchstabieren und Lesen von den Eltern noch vermittelt werden konnte, reichten deren Fähigkeiten im Schreiben und Rechnen oft nicht aus. Diese Lücke konnte nur die Schule schließen, die auf Lehrer angewiesen war, die das Schreiben und Rechnen beherrschten. Das ist einer der wesentlichen Gründe, weshalb die Schule immer wichtiger wurde und hierdurch zu einer progressiven Institution avancierte.

Der Schreibunterricht um 1800 stand noch im Zeichen der Kopier-Methode, jener Methode, die das Vor- und Abschreiben betont (vgl. Bosse 1985, S. 170). Obwohl im ausgehenden 18. Jahrhundert Umbrüche wahrzunehmen sind, die nicht nur die Technik des Lesens, sondern auch die des Schreibens verändert hatten, war die alte Methode des Kopierens und Nachmachens von handschriftlichen und gestochenen Schreibvorschriften immer noch üblich (vgl. hierzu Büttner 2013; Gantner 1977). Michel Foucault behält Recht, wenn er sagt, dass keine Technik oder berufliche Fertigkeit sich ohne Übung erwerben lasse (vgl. Foucault 2012, S. 50). Die Schreibsüler durchliefen im Idealfalle drei Stufen, wobei zu bedenken ist, dass nur ein Bruchteil der Kinder einen umfänglichen und weiterführenden Schreibunterricht erhielt. Sie begannen mit Buchstaben, Silben, Wörtern und Zahlen (Stufe 1), erhielten vom Lehrer dann verschiedene Vorschriften (Stufe 2) und nur die fähigsten Schüler schrieben aus Gedrucktem ab, ahmten komplizierte Schmuckalphabete und Handschriften nach oder kopierten standardisierte kaufmännische Schriftstücke, wie sie im privaten und beruflichen Leben gebraucht wurden (Stufe 3). Diese verschiedenen Schreib- und Übungsphasen gehen einher mit der Konstitution eines bürgerlichen Selbst, das befähigt ist, mittels Schrift sich anderen und sich selbst zu zeigen.

Einen umfänglichen Schreibunterricht bot Ulrich Bieri, 30, aus Lauperswil, Distrikt Oberemmental, fortgeschrittenen Schülern an. Nach dem üblichen Anfängerunterricht sollten Schüler „von sich selbst“ etwas schreiben, Aufsätze oder Briefe, und der Schullehrer hatte nur darauf zu achten, „ob sie die rechten Buchstaben“ verwendeten (BAR 1429, fol. 88). Erstaunlich, dass im abgeschiedenen Lauperswil, einem Dorf von 37 Häusern, Ansätze produktiven Schreibens gelehrt wurde. Das Aufsatzschreiben, wie

es um 1770 für Bürgerschulen gefordert wurde, war in abgelegenen Landschulen kaum vertreten, ebenso wenig das Diktatschreiben, das ebenfalls nur in einer Schule vorkam, wie aus der Antwort von Hans Röthlingsberger, 60, aus Schweissberg, hervorgeht.

Der Lehrer aus Signau, 25, ebenfalls Oberemmental, ließ Anfänger zuerst Buchstaben abschreiben, schrieb diese aber „nach ihren Grundzügen“ vor. Die Elementarisierung war ursprünglich didaktisches Charakteristikum aller frühneuzeitlichen Schreibmeisterlehren (vgl. Doede 1957, S. 16). Hatten Kalligraphen des 16. Jahrhunderts diese Methode vorwiegend aus schreibästhetischen Gründen eingeführt, indem sie die einzelnen Buchstabenelemente nach den möglichen Bewegungslinien einteilten, so argumentierte man im 18. Jahrhundert rationalistischer: Die Kinder sollten so möglichst zügig die Komplexität der einzelnen Buchstaben begreifen und mit Hilfe dieser Methode das Schönschreiben erlernen. Diejenigen Schreibmeisterbücher, die überhaupt die Elementarisierung angeboten haben, hätten sich, so die These von Thomas Frenz, bereits auf einer gehobenen pädagogischen Ebene befunden. „In der Regel dürften die Verhältnisse viel primitiver gewesen sein: schon, dass noch im 19. Jahrhundert gegen die Praxis polemisiert wird, die Schüler die Buchstaben in der alphabetischen Reihenfolge lernen zu lassen, muss uns bedenklich stimmen“ (Frenz 1999, S. 148). Die Auswertung der Stapfer-Enquête gibt Frenz in seiner Einschätzung recht: Die Elementarisierung war zwar bekannt, doch nur ein geringer Teil der Lehrer, vornehmlich in katholischen Gebieten der Schweiz, wo die Normale eingeführt war, rund 15 Prozent, setzte sie im alltäglichen Schreibunterricht auch tatsächlich um.

Aus einigen Oberemmentaler Antworten sind weitere Einblicke in den vormodernen Schreibunterricht zu gewinnen, worin dieser von den Lehrern näher charakterisiert wurde. In vier Schulen haben Kinder ausschließlich religiöse und moralische „Sprüche“, „Erbauliche Schriften“ und „Verse“ abgeschrieben, in Grossviertel waren Vorschriften mit religiösen *und* alltagspraktischen Inhalte zum Abschreiben vorgesehen: biblische Historien, Quittungen und Frachtbriefe. In Signau kopierten die Kinder Christian Fürchtgott Gellerts und Johannes Schmidlins *Geistliche Oden und Lieder* (1757). In allen Schulen des Kantons Bern waren Gellerts *Lieder* mit 28 (7%) von 382 (100%) Nennungen in der Stapfer-Enquête relativ gut vertreten. Allerdings, so Beat Wyss, fand die Lektüre vorzugsweise in der Stadt Bern und in der umliegenden Landschaft eine konzentrierte Verbreitung: „Offenbar war Gellert noch neu und erst in verhältnismäßig wenig Schulen um die kulturellen Ballungszentren herum bekannt, das heißt, er hatte noch zu wenig Zeit gehabt, um sich auch in den abgelegenen Gebieten des Kantons noch verbreiten zu können“ (Wyss 1978, S. 242). Gellerts Lieder sind literarische Dichtungen religiös-moralischen Inhalts, die im 18. Jahrhundert bekannter als ihr Autor waren (ein Signum von Volkstümlichkeit). Sie wurden in familiären Kreisen gesungen, gebetet und gelesen. In keinem anderen Land wurde Gellerts Liedersammlung begieriger aufgegriffen als in der Schweiz. Die reformierte Kirchenmusik, die sich meist auf den Goudimelschen bzw. Lobwasserschen Psalter beschränkte, erfuhr durch Gellerts volksnahe Choraldichtung eine erfrischende Erweiterung (vgl. Busch 1990, S. 213.). Die Popularität der Gellert-Lieder drängte so über den kirchlichen Rahmen hinaus ins bürgerliche Milieu. Über diesen Bekanntheitsgrad gelangten die Lieder vermutlich auch in die Schulen.

Weit ausführlicher ist der Bericht von Christen Hofer, 50, aus Schüpbach, der sich als Tagelöhner verdingte und mit 28 zum ersten Mal vor einer Schulklasse stand. Seine Vorschriften („16. *quart* Blätter“) ließ er hinter Glas fassen, um sie so vor unachtsamen

Kinderhänden zu schützen. Die Vorschriften, die er seit vielen Jahren erfolgreich für seine Schreischüler einsetzte, sollten „zwar zu keiner Regel“, doch als „Beyspil“ dienen, sowohl für reiche als auch für arme Kinder verwendbar. Hofers Vorschriften sind weder religiösen noch beschaulichen Inhalts, sondern waren auf das rein wirtschaftlich-monetäre Leben der Region zugeschnitten. Schüpbach gehörte dank seiner Verkehrsanbindung, mit den bedeutenden Gewerbeansiedlungen, zu den regen Durchgangszonen des Emmentals. Hieraus werden Hofers pragmatische Lehrinhalte verständlich:

Auf jeden Blat ist die erste Linie mit Canzley geschrieben, der Inhalt dieser Vorschrift ist, erstlich Curent- Canzley- und Französische A.b.c. einen, Bericht von der *Ortographie*, deutung etlicher Französischen Wörtern[,] anleitung zu einem Haus buch¹⁴, Monat und Münzen Zeichen, *quittanzen* und Empfang Scheine, und auch die aussprache der Zahlen bis auf 9 Stälen.
(BAR 1429, fol. 105v)

Die Aufnahme des Französischen war unerlässlich, weil Händler aus Frankreich und der Westschweiz nach Schüpbach reisten und es Emmentaler Kaufleuten bei ihren ausgedehnten Geschäftsreisen zugutekam (Häusler 1986, S. 30). Die französische Sprache war nicht nur an allen europäischen Höfen *en vogue*, sondern breitete sich auch zunehmend im Geschäfts- und Handelsleben einfacher Leute aus. Der Siegeszug des Englischen setzte erst hundertfünfzig Jahre später ein. Im katholischen Entlebuch hingegen kamen „Geschriebene Namenbüchlein“ (Flühli), „alte Handschriften“ (Romoos) oder „verschiedene Briefe“ (Marbach) zum Einsatz, die vom Erziehungsrat wegen veralteter und falscher Orthographie kritisiert wurden. In Flühli, Entlebuch, Marbach und in Hasle waren zudem die „Normalbüchlein“ aus St. Urban eingeführt, die sich bewährt und durchgesetzt hatten.

Infolge der direkten Nachbarschaft zum Entlebuch wurden in den Emmentaler Schulen Bumbach und Schangnau, die direkt an der Grenze lagen, durch Vermittlung Samuel Engimanns das *Namenbüchlein* aus St. Urban eingeführt. Obwohl beide Schulen eigene Lehrmittel hatten, hielt Engimann deren Ablösung für erforderlich; seine Begründung lautete:

Um den Anfängern im Buchstabieren und Lesen zu Hilf zu kommen wurden anstatt der alten bernerischen¹⁵ – das Nahmen Büchlj oder A:B:C: Buch nach Anleitung der Normalschule in St. Urban Luzern 1790: provisorisch eingeführt. Dieses Büchlj wurde auch von den Schülere der Oberen Claß angeschafft – welche, die darinnen befindliche, in Handschrift Buchstaben abge-

¹⁴ Das „Hausbuch“ hatte sich im Verlauf des 18. Jahrhunderts herausgebildet und stand in der Tradition der Hausväterliteratur. „Das Hausbuch hat [...] kein einheitliches Ordnungsschema, auch mit einer merkantilen Buchführung hat es wenig gemein. [...] Während das Personenkontenbuch die Belange des alten Anschreibbuchs fortsetzt und sie nur einem bestimmten Ordnungsschema unterwirft, eine bäuerliche Buchführung also weiter vervollkommenet, steht das Hausbuch in einer anderen Tradition. Es stand unter dem Einfluss der nachwirkenden Ökonomie-Lehre im 18. Jahrhundert, vereinzelt früher, und gleicht einem Stück Hausväterliteratur: Es beinhaltet alle jene Bereiche, die zum Hof als zugehörig gerechnet werden. Familiendaten und Ereignisse, die zuvor, wenn überhaupt in der Hausbibel ihren Platz hatten, finden ausführlich Eingang in die Hausbücher, hinzukommen eine große Anzahl von Rezepten, Ratschlägen für Haushalt und Landwirtschaft und Gesindenachrichten“ (Hopf-Droste 1982, S. 69).

¹⁵ Das von Engimann kritisierte *Berner Namen- oder ABC-Büchlein* wurde expliziert nur von drei Lehrern erwähnt; nämlich in Schweißberg, Signau und Trub. Der vollständige Titel lautet: *Namen-Büchlein / Sambt dem Vatter Unser / Glauben / Zehen Gebotten / auch anderen schönen Gebätten / mit unterschiedlichen Sylben / der Jugend vast nützlich und fürderlich zu lehrnen. Cum gratia et privilegio Magistratur BERNENSIS / In Hoch-Oberkeitlicher Truckerey 1727.*

drukte Histörchen zu Schreibvorschriften gebrauchten; welches um so viel nöthiger ware – weil die Schulmeister noch weder schöne noch orthographisch richtige Vorschriften ihren Schülern vorlegen konten. Der Preiß des Büchleins war 10. xr. Dieses St. Urban Namenbüchlj wurde einige Jahre nachher verdrängt durch das weit nützlichere A:B:C: oder Lesebuch für die Schweizer Jugend. Bern 1797. (Engimann 1981, S. 69)

Das *St. Urbaner Namenbüchlein* wurde von den jüngeren Kindern als Lesebuch und von den älteren als Schreibvorlage genutzt; bevorzugt wurden die in Kurrent abgedruckten Geschichten. Krauers *Anleitung zum Schönschreiben* hielt Engimann für entbehrlich, da er mit einem Schulbuch mehrere Lernbereiche abdecken konnte und außerdem hierdurch Lehrmittelkosten einsparte.

5 Schlussbetrachtungen

Die im deutschsprachigen Raum entwickelten pädagogischen Richtlinien zum Schreibenlernen in der Schule laufen „auf eine Technik zur Konstitution eines Selbst“ hinaus (Zanetti 2012, S. 9). Um dieser Bedingung mächtig zu werden, waren verschiedene Lehr- und Lernprozesse erforderlich. Neben der häuslichen Erziehung spielte die Schule hierbei eine zunehmend größere Rolle. Dort lernten die Kinder den Umgang mit Feder, Tinte und Papier für das Schreiben sowie den Umgang mit sich selbst, was als eine Form der Subjektautonomie oder ICH-Werdung aufgefasst werden kann. Ziel des Schreibunterrichts war es, den Kindern das Federschreiben beizubringen, sie hierbei in ihre bürgerlichen Rechte und Pflichten einzuführen, kurz: aus „lallenden und hilflosen Zöglingen der Natur“ (Stapfer 1799, S. 78) eigenständige und glückliche Bürger zu formen.

Der Schreibunterricht, wie er sich aus den Quellen ableitet, war in einem festgelegten Rahmen eingebettet: die Kinder kamen mit fünf oder sechs Jahren in die Schule. In diesem Alter lernten sie Buchstaben zu unterscheiden, wurden in die Buchstabiermethode eingeführt, durch die sie schließlich auch lesen lernten. Ab dem achten Lebensjahr wechselten die Leseschüler in den Schreibunterricht.

Schüler dieser Stufe waren zwar noch unfertige, aber sich entwickelnde Subjekte und hatten damit jene Voraussetzungen zu selbstbestimmten Bürgern zu werden, wie sie der Staat und seine Intellektuellen verlangte und brauchte. Diese Potenz war den jungen Schreibanfängern naturgemäß noch nicht bewusst, sodass sie über diesen entscheidenden Umschlag mittels Schriftbeherrschung noch nicht selbstreflexiv verfügten.

Auf dieser Stufe wurden den Kindern Buchstaben, Silben, Wörter, Sätze, zuweilen auch Zahlen vorgeschrieben. Vorgelegt wurden den fortschreitenden Schülern erst kleinere, dann größere Schreibvorschriften. Die kleineren Vorschriften beinhalteten meist religiöse und moralische Texte, wie sie bereits aus dem Leseunterricht bekannt waren, die größeren zudem Literarisches, Historisches sowie Naturkundliches. Diese Vorschriften waren entweder handschriftlich oder in Kupfer gestochen und wurden von den Kindern mit der Feder akkurat abgeschrieben, obschon sie sich unweigerlich einen eigenen Schreibduktus erschrieben. Diese Zwischenstufe könnte man bereits als den Einstieg zu einem souveränen Schreiber-ICH bezeichnen, womit der Weg zum Bürger-ICH gebahnt war, wie es Stapfer ideell vorschwebte: „Der Elementarunterricht in den Bürgerschulen sollte sich freylich auf alle Kenntnisse und Uebungen erstrecken, ohne welche der Mensch nie zum vollen Gefühl seiner Würde und Bestimmung, der Bürger nie zur genauen Kenntniß seiner Rechten und Pflichten gelangt“ (Stapfer 1799, S. 78). Doch oft

war auf dieser Stufe für viele Kinder der Schreibunterricht beendet, weil sie als Arbeitskräfte in der Familie gebraucht wurden oder eine Handwerkslehre begannen, so war kontinuierliches Schreiben nicht mehr erforderlich und eine gewisse Statik der Ausbildung einer individuellen Entwicklung der Handschrift hinderlich.

Der Schreibunterricht für fortgeschrittene Schüler zwischen 12 und 17 Jahre war didaktisch und inhaltlich komplex, das Schreibenlernen kein ausschließliches Kopieren. Die Lehrer diktierten, ließen ihre Schüler anspruchsvolle Vorlagen und Alphabete nachschreiben, aus gedruckten Büchern abschreiben, Briefe und Aufsätze abfassen; die Rechtschreibung rückte in den Mittelpunkt der Übungen. Der weiterführende Schreibunterricht bot begabten und lernwilligen Kindern die Möglichkeit sich zu vervollkommen, indem man sie in ihre bürgerlichen Pflichten einführte und sie „nützliche Sachen“ abschreiben ließ. Für geradezu unentbehrlich hielt man Vorschriften mit alltagspraktischen Inhalten, also Texte, deren Beherrschung im bürgerlichen Leben hilfreich sein konnten, wie das Aufsetzen einer Quittung, eines Schuldscheines, einer Rechnung, eines Kauf- oder Tauschbriefes. Diese Textsorten waren bei Schülern anscheinend so beliebt, dass ein Schreiblehrer sie im Oberemmental hinter Glas fasste. Wer diese Dinge beherrschte, hatte Korrespondenzfähigkeit und war für das bürgerliche Leben mit seinen Herausforderungen für berufliches Fortkommen gewappnet.

Ungedruckte Quellen

- Bericht des Erziehungsrats des Kantons Luzern über den Zustand der Landschulen in diesem Kanton, 1801 (Staatsarchiv Luzern, AKT 24/124 B. 1)
 Berichte über das Schulwesen. Umfrage im Kanton 1799-1800 Berichte aus allen Teilen des Kantons, 1800-1802 (Staatsarchiv Luzern, AKT 24/124 B. 2)
 Kanton Bern, Distrikt Oberemmental (Bundesarchiv Bern B0 1000/1483, Nr. 1429)
 Kanton Luzern, Distrikt Schüpfheim (Entlebuch) (Bundesarchiv Bern, B0 1000/1483, Nr. 1454)

Gedruckte Quellen

- Bericht des Erziehungs-Rathes des Kantons Luzern über den Zustand der Landschulen in diesem Canton. Dem Minister des öffentlichen Unterrichts abgestattet. Luzern: Meyer und Companie 1801
 Braun, Heinrich: Ein Päckchen Satiren aus Oberdeutschland. München: Johann Nepomuk Fritz 1770
 Engimann, Samuel/Ramseyer, Rudolf J.: Schangnauer Chronik. Basel: Krebs 1981
 Gruner, Gottlieb Sigmund: Bemerkungen über den Zustand der Schulen des ehemaligen deutschen Bernergebiets, mit Ausnahme der Städten. Niedergeschrieben Anno 1790. In: Johann Rudolf Steinmüller: Helvetische Schulmeister-Bibliothek, Band 1. St. Gallen: Huber und Companie 1801, S. 87-160
 Heinzmann, Johann Georg: Beschreibung der Stadt und Republik Bern. Zweyther Theil. Welcher auch verschiedene wichtige Verbesserungen und Zusätze zum ersten Theil enthält. Bern: [s.n.] 1796
 Namen-Büchlein/ Sambt dem Vatter Unser/ Glauben/ Zehn Gebotten/ auch anderen schönen Gebäthen/ mit unterschiedlichen Sylben/ der Jugend vast nützlich und fürderlich zu lehren. Cum gratia et privilegio Magistratur BERNENSIS/ In Hoch-Oberkeitlicher Truckerey 1727
 Spazier, Karl: Wanderungen durch die Schweiz. Gotha: Ettinger 1790
 Stalder, Franz Joseph: Fragmente über Entlebuch, nebst einigen Beylagen allgemein schweizerischen Inhalts. Zürich: Orell, Gessner, Füssli 1797
 Stapfer, Philipp Albert: Entwurf der Instructionen für die neueingerichteten Erziehungsräthe. Luzern: Gruner, Geßner 1799

Literatur

- Bernet, Paul: Der Kanton Luzern zur Zeit der Helvetik. Aspekte der Beamtenschaft und der Kirchenpolitik. Luzern: SUVA-Verlag 1993
- Bosse, Heinrich: „Die Schüler müssen selbst schreiben lernen“ oder Die Einrichtung der Schiefertafel. In: Dietrich Boueke/Rolf Sanner: Schreiben, Schreiben lernen. Rudolf Sanner zum 65. Geburtstag. Tübingen: Gunter Narr 1985, S. 164-199
- Bucher, Silvio: Bevölkerung und Wirtschaft des Amtes Entlebuch im 18. Jahrhundert. Eine Regionalstudie als Beitrag zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Schweiz im Ancien Régime. Luzern: Rex-Verlag 1974
- Büttner, Peter O.: Schreiben lehren um 1800. Diss. Universität Zürich 2013
- Busch, Gudrun: „Da der Gesang eine große Gewalt über unser Herz hat ...“. Die musikalische Rezeption der Dichtungen Gellerts. In: Bernd Witte: „Ein Lehrer der ganzen Nation“. Leben und Werk Christian Fürchtegott Gellerts. München: Fink 1990, S. 192-220
- Doede, Werner: Schön schreiben, eine Kunst. Johann Neudörffer und seine Schule im 16. und 17. Jahrhundert. München: Prestel 1957
- Erne, Emil: Die schweizerischen Sozietäten. Lexikalische Darstellung der Reformgesellschaften des 18. Jahrhunderts in der Schweiz. Zürich: Chronos 1988
- Foucault, Michel: Über sich selbst schreiben. In: Sandro Zanetti: Schreiben als Kulturtechnik. Grundlagentexte. Berlin: Suhrkamp 2012, S. 49-66
- Frenz, Thomas: Die Schriftbeschreibung in den Schreibmeisterbüchern. In: Peter Rück: Methoden der Schriftbeschreibung. Stuttgart: Jan Thorbecke Verlag 1999, S. 141-150
- Ganthner, Theo: „Vorschriften“ und „Probschriften“. Ein Beitrag zum Verhältnis von Schüler und Lehrer im Schreibunterricht anhand der Bestände des Schweizerischen Museums für Volkskunde in Basel. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 73(1977), S. 144-160
- Gugerli, David: Zwischen Pfrund und Predigt. Die protestantische Pfarrfamilie auf der Zürcher Landschaft im ausgehenden 18. Jahrhundert. Zürich: Chronos 1988
- Häusler, Fritz: Die alten Dorfmärkte des Emmentals. Jubiläumsschrift 100 Jahre Bank in Langnau, 1886-1986. Langnau: Bank in Langnau 1986
- Hopf-Droste, Marie-Louise: Vorbilder, Formen und Funktionen ländlicher Anschreibebücher. In: Helmut Ottenjann/Günter Wiegelmann: Alte Tagebücher und Anschreibebücher. Quellen zum Alltag der ländlichen Bevölkerung in Nordwesteuropa. Münster: Coppenrath 1982, S. 61-84
- Hug, Anna: Die St. Urbaner Schulreform an der Wende des 18. Jahrhunderts. Mit 6 Illustrationen. In: Schweizer Studien zur Geschichtswissenschaft 12(1920), S. 165-505
- Krömer, Ulrich: Johann Ignaz von Felbiger. Leben und Werk. Freiburg i. Br.: Herder 1966
- Maas, Utz: Schrift und Schreiben. Einige systematische und historische Anmerkungen. In: Karl-Heinz Ziessow/Utz Maas: Hand-Schrift, Schreib-Werke. Schrift und Schreibkultur im Wandel in regionalen Beispielen des 18. bis 20. Jahrhunderts. Cloppenburg: Museumsdorf Cloppenburg 1991, S. 85-118
- Messerli, Alfred: Literale Normen und Alphabetisierung im 18. und 19. Jahrhundert in der Schweiz. In: Hans Erich Bödeker/Ernst Hinrichs/Andrea Hofmeister-Hunger (Hrsg.): Alphabetisierung und Literalisierung in Deutschland in der frühen Neuzeit. Tübingen: Niemeyer 1999, S. 309-323
- Schneider, Ernst: Die Bernische Landschule am Ende des XVIII. Jahrhunderts. Bern: Verlag von Gustav Grunau 1905
- Sting, Stephan: Schrift, Bildung und Selbst. Eine pädagogische Geschichte der Schriftlichkeit. Weinheim: Deutscher Studien Verlag 1998
- Stoklund, Bjarne: Bäuerliche Tagebücher aus Dänemark als ethnologische Quelle. In: Helmut Ottenjann/Günter Wiegelmann: Alte Tagebücher und Anschreibebücher. Quellen zum Alltag der ländlichen Bevölkerung in Nordwesteuropa. Münster: Coppenrath 1982, S. 3-24
- Wartburg-Ambühl, Marie-Louise von: Alphabetisierung und Lektüre. Untersuchung am Beispiel einer ländlichen Region im 17. und 18. Jahrhundert. Bern: Lang 1981
- Wicki, Hans: Staat, Kirche, Religiosität. Der Kanton Luzern zwischen barocker Tradition und Aufklärung. Luzern: Rex-Verlag 1990
- Wyss, Beat: Die Ablösung des Katechismus. Eine Untersuchung zu den Bildungsmedien der Berner Elementarschulen vom Ancien Régime bis zur Regeneration. Diss Universität Bern 1978
- Zanetti, Sandro: Einleitung. In: Sandro Zanetti: Schreiben als Kulturtechnik. Grundlagentexte. Berlin: Suhrkamp 2012, S. 7-34

Autorinnen und Autoren

Brühwiler, Ingrid, 1968, Dr. phil., Post-Doc an der Universität Lausanne im internationalen Projekt *Educating the Future Citizens*. Forschungsschwerpunkte: Finanzierung von Bildungssystemen, qualitative und quantitative Methodenzugänge, *Curriculum studies*, Demokratietheorien, Pragmatismus und Erziehung. Neueste Publikation: Finanzierung des Bildungswesens in der Helvetischen Republik. Darstellung verschiedener Akteure sowie deren Einfluss und Wirkung in unterschiedlichen Regionen der Schweiz um 1800. Bad Heilbrunn: Klinkhardt 2014.

E-Mail: ingrid.bruehwiler@unil.ch

Büttner, Peter O., 1980, Magister-Studium der Germanistik an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, 2013 Promotion an der Universität Zürich. Forschungsschwerpunkte: Kinder- und Jugendliteratur des 18./19. Jahrhunderts, Historik des Schreibunterrichts. Neueste Publikation: *Das Ur-Heidi. Eine Enthüllungsgeschichte*. Berlin: Inselbücherei 2011 (japanische Übersetzung 2012).

E-Mail: pe_buettner@hotmail.com

De Vincenti, Andrea, 1977, Dozentin am Zentrum für Schulgeschichte der Pädagogischen Hochschule Zürich und Doktorandin am Historischen Institut der Universität Bern zum Thema „Curriculare Räume. Schulische Praktiken der Zürcher Volksschulen am Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert“. Neueste Publikationen: Die Abstinenzbewegungen gegen das alkoholisierte Volk. Zirkulation wissenschaftlichen Wissens in Schule und Öffentlichkeit in der Schweiz um 1900. In: *IJHE* 2(2013), S. 209-225 (mit Norbert Grube); From Rationalist Autonomy to Scientific Empiricism: A History of Curriculum in Switzerland. In: William F. Pinar (Ed.): *International Handbook of Curriculum Research*. 2013 New York: Routledge, S. 476-492 (mit Rebekka Horlacher).

E-Mail: andrea.devinenti@phzh.ch

Fuchs, Markus, 1979, Dr. phil., 2000 Primarlehrdiplom, 2000-2005 Studium der Geschichte der Neuzeit, Zeitgeschichte und Sozialanthropologie in Freiburg und Paris. 2009-2012 Doktorand im Rahmen des Schweizerischen Nationalfondsprojekts „Das niedere Schulwesen in der Schweiz am Ende der Frühen Neuzeit. Edition und Auswertung der Stapfer-Enquête von 1798/99“ sowie Assistenz am Lehrstuhl „Allgemeine und Historische Pädagogik“ der Universität Bern. 2013 Promotion mit der Dissertation „Über Schule schreiben. Lehrerinnen- und Lehrerperspektiven um 1799 in der Helvetischen Republik“ (Publikation in Vorbereitung).

E-Mail: m.fu@gmx.ch

Holenstein, André, 1959, seit 2002 ordentlicher Professor für ältere Schweizer Geschichte und vergleichende Regionalgeschichte an der Universität Bern. Forschungsschwerpunkte: Politische Kulturgeschichte, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Frühen Neuzeit; Kollektive Erinnerung und Geschichtsdenken; Kulturgeschichte des Wissens. Neueste Publikation: *Mitten in Europa. Verflechtung und Abgrenzung in der Schweizer Geschichte*. Baden: hier + jetzt 2014.

E-Mail: andre.holenstein@hist.unibe.ch

Horlacher, Rebekka, 1968, Dr. phil., wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Zürich und Dozentin am Zentrum für Schulgeschichte der Pädagogischen Hochschule Zürich. Forschungsschwerpunkte: Bildungstheorie, Pestalozzi im Kontext, Schulgeschichte, Historische Methoden, *Curriculum Studies*. Neueste Publikation: *Sämtliche Briefe an Pestalozzi*, 6 Bände. Zürich: NZZ 2009-2014 (hrsg. zusammen mit Daniel Tröhler).

E-Mail: rhorlach@ife.uzh.ch

Montandon, Jens, 1975, Lizentiat in historischer Bildungsforschung, Universität Bern (2006). Danach wissenschaftlicher Mitarbeiter in den Forschungsprojekten zur historisch-kritischen Gesamtausgabe von Jeremias Gotthelfs Werken und zur helvetischen Schullehrerumfrage von 1799 (Stapfer-Enquête). Verschiedene Arbeiten im Archivwesen und Weiterbildung in Hochschuldidaktik. Lehrauftrag an der Universität Liechtenstein. Seit 2013 Bereichsleiter der Stiftung intact in Burgdorf. Neueste Publikation: *Gemeinde und Schule. Determinanten lokaler Schulwirklichkeit zu Beginn des 19. Jahrhunderts anhand der bernischen Landschulumfrage von 1806*. Nordhausen: Bautz 2011.

E-Mail: jens_montandon@bluewin.ch

Osterwalder, Fritz, 1947, emeritierter Professor der Universität Bern. Forschungsschwerpunkte: Ausformung pädagogischer Konzepte im Kontext von Theologie und empirischer Wissenschaft (16.-18. Jahrhundert), schweizerische Bildungsgeschichte, Bildungssysteme in ihrem Kontext von Ökonomie und Politik. Neueste Publikation: *Demokratie, Erziehung und Schule*. Bern: Haupt/UTB 2011.

E-mail: fritz.osterwalder@edu.unibe.ch

Pfammatter, David, 1985, frei schaffender Historiker im Büro ARCHEOS (www.archeos.ch) und Berufsmaturitätslehrer für Deutsch und Geschichte an der gewerblich-industriellen Berufsschule Bern. Forschungstätigkeit: Dienstleistungstätigkeit von Transkriptionen über genealogische Recherchen, die Erschließung von Archiven, die Ausarbeitung und Realisierung von Ausstellungs- und Museumskonzepten bis zu komplexen wissenschaftlichen Publikationen. Neueste Publikation: *Die Wild-Mann-Spiele und die UNESCO-Konvention über das immaterielle Kulturerbe*. Brig: Mengis 2014.

E-Mail: david.pfammatter@archeos.ch

Rothen, Marcel, 1986, M.A., Gymnasiallehrer für Geschichte und Geografie und Doktorand im Rahmen des Schweizer Nationalfondsprojekts „Das niedere Schulwesen in der Schweiz am Ende der Frühen Neuzeit. Edition und Auswertung der Stapfer-Enquête von 1798/99“ an der Universität Bern. Forschungsthema: Die Sozial- und Berufsgeschichte der niederen Schullehrerschaft um 1800 in der Schweiz.

E-Mail: marcel.rothen@hist.unibe.ch

Ruloff, Michael, 1982, M.A., 2006 Lehrerpateant an der Pädagogischen Hochschule Zürich. Doktorand der Universität Luxemburg im Rahmen des Schweizer Nationalfondsprojekts „Das niedere Schulwesen in der Schweiz am Ende der Frühen Neuzeit. Edition und Auswertung der Stapfer-Enquête von 1798/99“ und Lehrbeauftragter an der Pädagogischen Hochschule Nordwestschweiz. Forschungsschwerpunkte: Schweizer Schulgeschichte im 18. und frühen 19. Jahrhundert.

E-Mail: michael.ruloff@bluewin.ch

Schmidt, Heinrich Richard, 1952, Assoziierter Professor für Neuere und Neueste Geschichte am Historischen Institut der Universität Bern, Abteilung Schweizergeschichte. Forschungsschwerpunkte: Reformationsgeschichte, Konfessionalisierung, Säkularisation als kultur- und sozialgeschichtlicher Prozess, Historische Bildungsforschung und Schulgeschichte in der Frühen Neuzeit und im 19. Jahrhundert. Neuste Publikation: Religions- und Konfessionsräume. In: Leibniz-Institut für Europäische Geschichte (IEG) (Hrsg.): Europäische Geschichte Online (EGO). Mainz 2013-07-09.

<http://www.ieg-ego.eu/schmidth-2013-de>

E-Mail: heinrich-richard.schmidt@hist.unibe.ch

Tosato-Rigo, Danièle, 1960, Professorin für Geschichte der Frühen Neuzeit an der Universität Lausanne. Forschungsschwerpunkte: Mentalitätsgeschichte, Selbstzeugnisse, Helvetik. Neueste Publikation: Abwehr, Aufbruch und frühe Aufklärung (1618-1712). Das XVII. Jahrhundert. In: Georg Kreis (Hrsg.): Die Geschichte der Schweiz. Basel: Schwabe 2014, S. 255-301.

E-mail: danielle.tosato-rigo@unil.ch

Tröhler, Daniel, 1959, Professor für Erziehungswissenschaften und Direktor der Doctoral School in Educational Sciences an der Universität Luxemburg. Forschungsschwerpunkte: Sprachen, Argumente und Theorien der Pädagogik und der Bildungspolitik, Entwicklung pädagogischer Systeme und Organisationen in internationaler Perspektive, Steuerungselemente öffentlicher Bildung im internationalen Vergleich, Geschichte und Metatheorie der (pädagogischen) Historiographie. Neueste Publikation: Pestalozzi and the Educationalization of the World. New York: Palgrave Pilot 2013 (spanische Übersetzung 2014).

E-Mail: daniel.troehler@uni.lu

Dieser Band beinhaltet vierzehn originäre Beiträge im Zusammenhang mit der 1799 durch den Helvetischen Bildungsminister Philipp Albert Stapfer initiierten großangelegten Schulumfrage. Während einige der Beiträge die wissensgeschichtlichen, ideologischen und politischen Kontextbedingungen der sogenannten Stapfer-Enquête thematisieren, werten die anderen die ersten Daten der rund 2400 überlieferten Antwortbögen aus, die zur Zeit online gestellt werden (www.stapferenquete.ch). Das Resultat ist ein gegenüber der traditionellen Schulgeschichte wesentlich differenzierteres, in vielen Fällen auch korrigiertes Bild der Volksschule um 1800.

Studien zur Stapfer-Schulenquête von 1799
*herausgegeben von Daniel Tröhler, Alfred Messerli,
Fritz Osterwalder und Heinrich Richard Schmidt*



Der Herausgeber

Dr. Daniel Tröhler, geboren 1959, ist Professor für Erziehungswissenschaften und Direktor der Doctoral School in Educational Sciences an der Universität Luxemburg. Forschungsschwerpunkte: Sprachen, Argumente und Theorien der

Pädagogik und der Bildungspolitik, Entwicklung pädagogischer Systeme und Organisationen in internationaler Perspektive, Steuerungselemente öffentlicher Bildung im internationalen Vergleich, Geschichte und Metatheorie der (pädagogischen) Historiographie.

978-3-7815-1979-4



9 783781 519794